Zwei ungleiche Brüder

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **9 (1957)**

Heft 16

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-963586

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Von Frau zu Frau

Jugend-«Festival»

EB. Ich meine, daß es im allgemeinen menschenwürdiger sei, mit Geisteswaffen zu kämpfen als mit körperlicher Gewalt. Und ich meine, daß es richtig sei, wenn von der Prügelstrafe Abstand genommen wird.

Wenn aber mein Bub nach Hause gekommen wäre und gesagt hätte, er habe einen Moskaufahrer verprügelt, um ihn mores zu lehren, hätte ich ihm sein Lieblingsgericht gekocht und hätte gerne nötigenfalls noch Schadenersatz für zerrissene Hosen und was dergleichen mehr ist, bezahlt. Da gibt es also tatsächlich in der Schweiz nicht nur zwei, drei hörige Feiglinge, sondern es gibt deren Hunderte. Sie haben nicht den Mut, sich den Photographen zu stellen und zu ihrer schändlichen Ueberzeugung zu stehen — aber die Schweiz vertreten, das wollen sie! Welche Schande für uns! «Le vieux chalet» von Bovet wollen sie dort singen, das Appenzeller Landsgemeindelied wollen sie ertönen lassen, ein Augustfeuer wollen sie abbrennen. Wäre ich ein Bub, ich wäre mit dabei, wenn es darum ginge, ihnen das Heimkommen recht tüchtig zu versalzen. Und wenn sie schon untertänigen Gehorsam unter eine fremde Macht wünschen, wenn ihnen schon mit Ueberlegungen nicht beizukommen ist, so sollen sie sich ruhig der körperlichen Uebermacht fügen. Feiglinge sind sie ja sowieso. Es ist eine Schande.

Was ich nicht verstehen kann, ist, daß man diesen «Damen und Herren» nicht überhaupt die Ausreise verweigern konnte. Gewiß, man könnte gleichmütig bleiben und denken, daß wegen ein paar irregeleiteten jungen Leuten unser Vaterländchen noch lange nicht untergeht. Man könnte in die große Schar der andern seinen Glauben und seine Zuversicht legen und annehmen, daß sich die Geschichte schon einrenke. Keine Suppe wird so heiß gegessen, wie sie gekocht wird und was der Sprüche mehr sind. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es gibt gefährliche Gifte, die sich ausbreiten, und das Vormalen eines weltlichen Paradieses, das Sich-eingliedern in eine Idee — und sei sie auch noch so verwerflich — gehören dazu, falls wir das nicht schon vergessen haben sollten. Das Gift ist um so gefährlicher, je weniger eigene schöpferische Gedanken ihm der Mensch entgegenzustellen hat, je labiler er ist und je mehr er Halt sucht. Item, nehmen wir trotzdem an, wir mögen die paar hundert jungen Leute «verdauen».

Aber es kommt etwas anderes dazu: Solche labilen, mit einem fremden Rebstecken angebundene junge Leute treten als «Schweizer» auf. Sie fahren durch jenes Budapest, das — hoffentlich — immer noch wie ein Stachel in unserer Brust liegt. Und jene Ungarn, die sie sehen, werden baß erstaunt sein. Sie werden nicht wissen, wie verschwindend klein das Häuflein ist, sie werden es als Auswahl aus einem weit größern Haufen betrachten. Auch du, Brutus, werden sie denken.

Und all die andern Länder, die von diesem Auszug erfahren! Gerade wir, die wir so laut geschrien haben, wir wollten weder kulturell noch wirtschaftlich etwas mit jenen Unterdrückern zu tun haben — wir schicken beinahe vierhundert Pilgrime hin! Es ist eine Schande vor aller Welt, ich kann es nicht anders benennen. Und es dünkt mich, es hätte Mittel und Wege geben sollen, um diese Schande zu vermeiden. Wenn wir schon eine derartige Zahl an wankelmütigen Gesellen in unserm Lande haben, so hätten wir die Tatsache wenigstens fein säuberlich bei uns behalten dürfen. Keinem würde es einfallen, einen mißratenen Sohn als Vertreter einer Sippe in die Ferne zu schicken. Was anderes haben wir getan? Was helfen all die jämmerlichen Verhaltungsmaßnahmen, sie machen alles nur noch schlimmer. Nicht einmal untereinander scheinen die Gesellen den Mut zur Ehrlichkeit und Offenheit zu haben, da sie sich einander ja nur mit dem Vornamen vorstellen dürfen. Aber auch das reicht nicht, um ihnen die Augen zu öffnen. Am besten wäre es, sie kämen gar nicht mehr zurück und blieben in ihrem gelobten Land. Aber für immer! Haben wir denn jene jungen Schweizernazi vergessen, die zwischen 1933 und 1939 herumlichterten? Genau die gleiche hörige Gesellschaft schicken wir heute auf die Reise und geben ihr beinahe den Anschein einer «schweizerischen» Vertretung.

Hoffentlich, hoffentlich ist wenigstens unsere Jugend noch unverfälscht genug, daß sie die Heimkehrenden gebührend empfängt und ihnen die nötige Mißachtung zeigt, und zwar nicht nur 14 Tage lang. Es würde nichts schaden, wenn ihnen das Pflaster zu unangenehm würde. In diesem Falle wäre auch ich von Herzen einverstanden, wenn ihnen die endgültige Ausreise nach dem Osten gewährt würde. Wohl bekomm's!

Die Stimme der Jungen

Zwei ungleiche Brüder

chb. Die ungleichen Brüder stammen aus der vielköpfigen Familie der schlechten Filme, die ihren Wohnsitz in so vielen Kinos hat. Ungleich sind sie, weil sie ihre Zugehörigkeit zum selben Blut auf gänzlich verschiedene Art und Weise bezeugen.

Den einen wollen wir «Wo die Lerche singt» nennen. Er ist ein österreichischer Film, der sich nicht besser, auch nicht um vieles schlechter als ähnliches oft genug anderswo geschieht, Franz Lehárs netter Operette gleichen Namens annimmt. Die hübsche Musik, deren Primat er eigentlich schon aus Anstand wahren sollte — hat er doch den Titel der Operette und den Namen ihres Komponisten als offensichtliche Kassenmagneten benützt — erniedrigt der Film zu einem jener fragwürdigen, zugkräftigen Elemente, die häufig den einzigen Reichtum solcher Filme darstellen. Humorkanonen — im Sinne des Librettos mustergültige Fehlbesetzungen — verpflichtet man gleich in mehreren Exemplaren. Es könnte ja sein, daß jemand an sich in Kuhdreck suhlenden Theo Lingen sein höchstes Gefallen fände. Warum soll er es nicht im selben Film tun können, wo der Backfisch davon träumt, von einem so schönen Mann wie Lutz Landers, der zudem noch Künstler ist, in die kräftigen (behaarten und gebräunten) Arme genommen zu werden? Gewiß doch, im Operettenfilm soll keiner nach Ernst und Wirklichkeit fragen. Aber was würde dann aus den eingestreuten entzückenden Prospektbildern vom Salzkammergut? Sie sind echt — deshalb ziehen sie auch eine weitere Gruppe von Bewunderern an.

Tatsächlich, die Filmhandwerker und -kaufleute haben tüchtige Arbeit geleistet: so viele Leute ins Kino gelockt, so viele verschiedene Ansprüche in ein und demselben Produktionsgang befriedigt. Der gelöste Gewinn wird für drei weitere reichen. Sollte die Konkurrenz bis dahin sämtliche verfügbaren Operetten mißbraucht haben, tut's zur Not auch ein nettes Schlagerliedchen allein — unser Publikum ist ja gottlob nicht wählerisch. Wir haben ihm das abgewöhnt!

Nicht so fröhlich und wenigstens augenfällig dumm ist das Antlitz des anderen Bruders. Aus seinen Augen blitzt es zuweilen verschlagen, dann wieder setzt er eine melancholische, leidende Miene auf. Französisch nennt er sich geheimnisvoll «Quand tu liras cette lettre». Drohend dagegen zu deutsch: «Und keine blieb verschont». Mit reißerischem Raffinement, das — auch in seiner verheerenden Wirkung — an die Romane deutscher Illustrierten erinnert, stellte der Boulevardkomödienschreiber Jacques Deval eine handlungsreiche Tragödie, hervorgerufen durch die schicksalhafte Verstrickung menschlicher Leidenschaften, zusammen. Theoretisch sind dies Tatsachen unseres Lebens, die Geltung haben. Aber derart überspitzt, jeder Logik bar, allem Anstand höhnisch ins Gesicht schlagend, darf man sich ein solches verlogenes Machwerk von Glanz und Elend eines widerlichen Weiberhelden nicht gefallen lassen. Voll der unwahrscheinlichsten Situationen — das kräftige Wort Perversionen ist hier durchaus am Platz — geschaffen, um Außergewöhnliches, noch «Stärkeres» zu bieten, gefällt sich Jean-Pierre Melvilles Film in technisch ausgezeichneten Aufnahmen und mit talentierten Schauspielern. Dieser scheinbar seriöse, nach Kunst riechende Anstrich erhöht die verderbliche Wirkung des Filmes beträchtlich, — ist wie die heuchlerischen Szenen im Kloster schmutziger als jene unzweideutiger Lüsternheit. Denn die geschickt angewandten filmtechnischen Kniffe überzeugen, wiegen in Glaubhaftigkeit. Der Zuschauer verliert seine gesunde Urteilskraft, läßt sich rühren, ergreifen von der ehemaligen Nonne, die mit vorgehaltenem Revolver den Wüstling zwingt, ihre vergewaltigte, noch minderjährige Schwester zu heiraten. Wenig später jedoch bittet sie ihn, mit der Mitgift, die er eben gestohlen, das Weite zu suchen. Schließlich opfert sie sich ihm selber, um ihre Schwester verschont zu wissen! Geborgen sitzt man im Plüsch seines Kinosessels, genießt den Schauer der Mär und kommt sich sehr viel gescheiter vor als all die dummen Frauen, die der Bestialität jenes gierigen Beau zum Opfer fallen. Und die billige Genugtuung, wie der negative Held zerfetzt im Rechen einer Lokomotive hängt — nimmt man sie nicht eher als gemeine Schadenfreude denn als hochdramatischen Eingriff des Schicksals?

Solche Schandstücke sollten bei allen, die im Kreislauf vom Produzenten bis zum Publikum den Film lieben, eine einzige Reaktion hervorrufen: den Eifer, sie unschädlich zu machen, bevor sie noch mehr Verwirrung und Unheil anrichten.

Gewiß ist es ein müßiges Unterfangen, die ganze Familie des schlechten Films ausrotten zu wollen. Sie aber bereits an den Wurzeln von ihren übelsten Sprößlingen zu säubern, ist verdienstvoll und ein hoffnungsfreudiger Anfang zur Befreiung des guten Films!